BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

SITZUNGSBERICHTE

JAHRGANG
1962

HEFT 8
(SCHLUSSHEFT)

MÜNCHEN 1963

VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei Nördlingen
Printed in Germany

Inhaltsübersicht

Summare der Vorträge des Jahres 1962

Baethgen, Friedrich:	Das Gesamtverzeichnis der Mitglieder der Akademie 1759–1959 (6. Juli)	13
Clemen, Wolfgang:	Spensers Epithalamion. Zum Problem der künstlerischen Wertmaßstäbe (9. November)	15
Dempf, Alois:	Der Platonismus des Eusebius, Viktorinus und Pseudo-Dionysius (2. März)	9
Ernstberger, Anton:	Zur Wiederherstellung des Jesuitenordens (7. Dezember)	17
Fraenkel, Eduard:	Zu den Phoenissen des Euripides (1. Juni)	11
Franke, Herbert:	Zur Technik der Kriegführung im mittelalterlichen China (6. Juli)	12
Grundmann, Herbert:	Betrachtungen zur Kaiserkrönung Ottos I. (2. Februar)	6
Loewenich, Walther v.:	Zur neuen Beurteilung der Theologie Joh. Chr. Konrad v. Hofmanns (5. Oktober) . . .	14
Möbius, Hans:	Über künstlerische Beziehungen Alexandrias zu Rom (2. Februar)	6
Möbius, Hans:	Der neue Augustus-Kopf in Mainz (2. März)	9
Schmaus, Michael:	Die Denkform Augustins in dem Werke de trinitate (1. Juni)	10
Wenzl, Aloys:	Zur sowjetischen Kritik des kritischen Realismus (12. Januar)	5

Titelblatt und Inhaltsverzeichnis des Bandes 1962 der „Sitzungsberichte" sind diesem Heft lose beigefügt.

Sitzungen 1962

Sitzung vom 12. Januar 1962

Herr Aloys WENZL hielt einen Vortrag: „Zur sowjetischen Kritik des kritischen Realismus."

Er nahm Stellung zu einem in der vom philosophischen Institut der Akademie der Wissenschaften der UdSSR herausgegebenen Zeitschrift „Fragen der Philosophie" erschienenen Aufsatz von Moltschanow und Nowik, der unter dem Titel „Gegen die theologische Interpretation der Naturwissenschaften" gegen die „typischen" Vertreter des kritischen Realismus, Külpe, Becher, Bavink, (mit Einschränkung) Nicolai Hartmann und vor allem gegen den Berichterstatter selbst gerichtet ist. Der Vorwurf, der kritische Realismus werde „von den reaktionären Kreisen Westdeutschlands im Kampfe gegen die Kräfte des Friedens, der Demokratie und des Sozialismus genutzt", ist schon angesichts der wirklichen Haltung der genannten Vertreter grotesk. Richtig ist, daß der kritische Realismus, der zunächst ein wohlbegründeter erkenntnistheoretischer Standpunkt ist, bewußt macht, daß wir in philosophisch-metaphysischen Fragen die Grenzen der Erfahrungswissenschaften überschreiten müssen und zu Fragen der Transzendenz kommen, die sich mit solchen des religiösen Bereiches überschneiden, daß aber die Entwicklung der Naturwissenschaften in unserem Jahrhundert selbst jene Unverträglichkeit mit der Religion beseitigt hat, die manchen um die Jahrhundertwende noch zu bestehen schien. Gerade die Anerkennung von Grenzen unserer wissenschaftlichen Erkenntnis wird nun dem kritischen Realisten zum Vorwurf gemacht, nur der folgerichtige dialektische Materialismus sei „in der Lage, als theoretisches Fundament für wirkliche wissenschaftliche Erkenntniss zu dienen." Dieses „Fundament" aber ist selbst ein in sich widersprüchliches Dogma, der Begriff der Materie verliert die Bedeutung, die wir mit ihm verbinden, die Materie wird zur Metamaterie, der

dialektische Materialismus zu einer Metaphysik, ja zu einem Religionsersatz. Im einzelnen wird in dem Aufsatz von Moltschanow und Nowik besonders polemisiert gegen die Stellungnahme des Vortragenden zu der Unschärferelation, zu der Relativierung der Gleichzeitigkeit und zu der kosmogonischen Frage der Anordnung der materiellen Körper; denn er erkenne mit seiner Interpretation Grenzen der wissenschaftlichen Erkenntnis an, was nach Lenin zurückzuweisen sei. Die Kritik beruht einerseits auf der immer wiederholten Berufung auf die Autoritäten des dialektischen Materialismus, andererseits auf Mißverständnissen des kritischen Realismus und insbesondere der einschlägigen Schriften des Vortragenden.

(Erschienen als Heft 1 der Sitzungsberichte 1962)

Sitzung vom 2. Februar 1962

1. Herr Herbert GRUNDMANN gedenkt der Kaiserkrönung Ottos I. Sie hat nicht nur das seit 800 bestehende Kaisertum nach einer Unterbrechung wiederhergestellt, sondern zugleich darüber entschieden, daß seitdem im Abendland – anders als vorher – nur der deutsche König Kaiser werden konnte, wenn ihn der Papst in Rom dazu krönte. Da aber diese beiden Voraussetzungen nicht stetig zu erfüllen waren, unterscheidet sich dadurch das „intermittierende" römisch-deutsche Kaisertum des Mittelalters (bis zu Maximilian I., der sich ohne päpstliche Krönung als „erwählter römischer Kaiser" titulierte) von jedem anderen Kaisertum vor, neben und nach ihm, trotz aller gemeinsamen Traditionen. Darin liegt die denkwürdige historische Bedeutung der Kaiserkrönung von 962.

(Ausführlich unter dem Titel „Betrachtungen zur Kaiserkrönung Ottos I." als Heft 2 der Sitzungsberichte 1962)

2. Herr Hans MÖBIUS trägt vor: „Über künstlerische Beziehungen Alexandrias zu Rom". Während der Ruhm Alexandrias auf den Gebieten der Dichtung und der Wissenschaft von jeher fest begründet ist, wird die Bedeutung der Stadt für die bildende Kunst seit langem heftig umstritten.

Namen von antiken Künstlern, außer von wenigen Malern, sind uns nicht überliefert, die Bauten liegen unter der modernen Großstadt, die monumentale Plastik hat – abgesehen von einigen guten Porträts – wenige ausgezeichnete Werke hervorgebracht; die Terrakotten, oft originell und drollig, oft reichlich obszön, stehen den griechischen aus Kleinasien an künstlerischem Wert nach.

Fragen wir uns nun, ob es nicht ein Gebiet gibt, auf welchem wir Alexandria als führendes Zentrum anerkennen können, so dürfen wir doch eines nennen: Toreutik und Glyptik, also Arbeiten in Edelmetall und Halbedelstein, dazu die Kleinbronzen. Auch die Keramik steht in ihren besten Erzeugnissen, den Reliefbechern, ganz unter dem Einfluß der Silbergefäße. Es ist demnach höfische Kunst, deren höchstes Ziel in Noblesse, Feinheit, dem Esprit der Erfindung und Ausführung liegt, Kunst der Zeitgenossen des Kallimachos. Läßt sich ihre Einwirkung auf die römische Kunst nachweisen?

Es versteht sich von selbst, daß von Gegenständen aus Edelmetall und Halbedelstein nicht mehr viel erhalten sein kann, aber auf zwei Wegen sind alexandrinische Formideen weit verbreitet worden, durch Gipsabgüsse von Silbergerät und durch Münzen.

Zwar wurde kürzlich behauptet, solche Gipsabgüsse seien in frührömischer Zeit an vielen Orten angefertigt worden, aber in Wirklichkeit bleiben doch nur zwei Fundorte, wo sie in Mengen zutage kamen: Memphis in Ägypten und Begram in Afghanistan. Über die Gipsabgüsse, die in letzter Zeit verschieden beurteilt wurden, soll an anderer Stelle ausführlicher gehandelt werden. Im Vortrag wurde nur am Beispiel eines Silberbechers aus Ingolstadt, der sich in der Münchener Antikensammlung befindet, gezeigt, daß auch er eine Figur enthält, die durch einen ebenfalls in München aufbewahrten Gipsabguß als alexandrinisch festgestellt werden kann.

I. Vier alexandrinische Motive.

1. Doppelporträt in Form gestaffelter Köpfe. Hierfür ließ sich folgende Reihe vorführen: Großer Sardonyx-Cameo mit den Bildnissen von Ptolemaios II. Philadelphos und seiner Schwe-

ster-Gemahlin Arsinoe in Wien, bestätigt durch gleichzeitige Münzen – Gipsabguß mit Ptolemaios I. und Berenike I. in Alexandria – Cameo mit Tiberius und Germanicus im Louvre.

2. Auf dem Blitz stehender, umblickender Adler auf den Münzen der Ptolemäer.
3. Das Doppelfüllhorn besonders auf den Münzen der Arsinoe II. Alle drei Motive zeigt die Gemma Claudia in Wien, welche im Jahre 48 n. Chr. zur Verherrlichung der vierten Ehe des Claudius geschaffen wurde und als Denkmal der Renaissance des alexandrinischen Hellenismus aufgefaßt werden darf.
4. Das Rückenporträt, d. h. das Bildnis des in halber Rückansicht dargestellten Menschen. Auch hier ergab sich eine Reihe: Berenike II. auf einem beinernen Ring in Athen – sog. Perseus-Cameo (in Wirklichkeit Philipp V.) in Paris (Cab. d. Méd.) – republikanische Münze des Veiovis – Augustus in der linearen Fassung des Cameo Blacas (Brit. Museum) und in der hellenistisch räumlichen des Cameo Evans (New York) – Bronzemünzen des Marc Aurel und Probus.

II. Sichere und fragliche Darstellung des Marcus Antonius auf spätalexandrinischen Denkmälern.

1. Der Silberteller von Aquileia in Wien zeigt starke alexandrinische Einflüsse durch seine Abhängigkeit von der Tazza Farnese, deren Entstehung in Alexandria niemals bezweifelt worden ist, und durch die Hervorhebung einzelner Motive und Gegenstände, welche aus dem Dionysos-Kult in Alexandria stammen. Die Deutung des Triptolemos auf Marcus Antonius wurde durch die Analyse der Gestalt, besonders des Kopfes, sowie durch die Benennung der Kinder am Altar und der Demeter als Kleopatra gestützt. Auch die kunsthistorische Einordnung des Silbertellers dürfte mit dem vorgeschlagenen Datum kurz vor 30 v. Chr. in Übereinstimmung stehen.
2. Die sog. Aschenurne Lovatelli in Rom (Thermen-Museum). Hier wurde die Figur des Herakles am rechten Ende aus ikonographischen Gründen auf Antonius gedeutet und der Nachweis versucht, daß auch andere Elemente der Darstellung auf eine Entstehung des Vorbildes in Alexandria schließen lassen.

(Der Vortrag erscheint in der Reihe der Abhandlungen)

Sitzung vom 2. März 1962

1. Herr Alois DEMPF trägt vor: „Der Platonismus des Eusebius, Victorin und Pseudodionysius." Der Platonismus dreier, wieder aktuell gewordener Denker der Väterzeit ist gerade aus ihrer Abhebung vom Neuplatonismus zu verstehen, so daß die Väterphilosophie nicht mehr als kaum modifizierter Hellenismus verstanden werden darf. Eusebius von Caesarea versucht aus einer geschichtsphilosophischen Konzeption heraus in den drei Zeitaltern des natürlichen, mosaischen und evangelischen Gesetzes die eine wahre Theologie des Logos nachzuweisen, der Platon aus natürlicher Vernunft am nächsten gekommen sei. Sein Platonismus ist zwar wortgetreu, trifft aber doch nicht genau die platonische Prinzipienlehre. Gerade deren dialektische Problematik ist für Marius Victorinus die Methode, den absoluten Geist als seinseinige Fülle der Prinzipien und Ideen zu verstehen und mit der konsubstantialen Trinität gleichzusetzen. Pseudodionysius gewinnt durch die Umdeutung der neuplatonischen Proodoi aus dem Einen in transzendent-immanente Prinzipien der Weltordnung einen rektifizierten Platonismus der Schöpfungslehre und Gotteserkenntnis als docta ignorantia der Identität der Prinzipien im Einen, das als solches unzugänglich bleibt.

(Erschienen als Heft 3 der Sitzungsberichte 1962)

2. Herr Hans MÖBIUS trägt vor: „Der neue Augustus-Kopf in Mainz". Im Mai 1961 kam in Mainz bei Baggerarbeiten ein römischer Marmorkopf zutage, welcher, wie alle Mainzer Bodenfunde, dem Städt. Museum übergeben wurde. Bis zum Abschluß der Kaufverhandlungen wurde der Fund nicht bekanntgegeben, dann aber um den 1. Dezember 1961 durch Pressekonferenz, Zeitungsartikel und Lichtbildervortrag von Museumsdirektor Dr. Esser der Öffentlichkeit vorgestellt. Sehr bald sprach aber Prof. Hafner von der Universität Mainz den Verdacht aus, der Kopf sei nicht antik, ein Verdacht, dem sich auch der Mainzer Ordinarius für Archäologie, Prof. Brommer, anschloß. Ihre Bedenken gründeten sie auf folgende Punkte:

1. Die Fundumstände seien keineswegs so einwandfrei, wie behauptet wurde, da die Schichten durch eine Bombe im

Kriege und den Bagger stark gestört erscheinen, eine Untersuchung vorher nicht stattgefunden habe und römischer Schutt völlig fehlte.

2. Die Erhaltung sei erstaunlich gut, der Bruch an der Nase frisch, Sinter und Wurzelfasern nicht vorhanden.
3. Die Aufstellung einer Statue des Divus Augustus als „Stadtgott" von Mainz sei in dieser frühen Zeit unwahrscheinlich.
4. Vom Typus des Kopfes gebe es eine ganze Reihe von Repliken, von denen aber einige angezweifelt, andere sicher falsch seien, während keine in einer Ausgrabung gefunden wurde.
5. Der Stil des Kopfes gebe zu Bedenken Anlaß, denn die Haare seien in unplastisch flacher Weise angegeben, hinter den Ohren Marmormasse stehengeblieben.

Auf alle diese Bedenken wurde kurz eingegangen und festgestellt, daß die ersten vier keine Entscheidung zwischen Echt und Falsch erlauben, besonders ist zu Punkt 4 zu bemerken, daß in Köln der Kopf einer Kolossalstatue des Agrippa zutage kam. Es bleibt also leider allein die Stilkritik, der am meisten der Subjektivität unterworfene Faktor, übrig.

Der Vortragende schloß damit, daß er den Kopf zwar in Mainz ausführlich betrachtet habe, aber noch zu keinem endgültigen Urteil gelangt sei. Immerhin scheinen ihm die stilistischen Bedenken so schwer zu wiegen, daß sie nur durch starke Gegenargumente zu widerlegen sein werden.

Der Kopftypus ist in letzter Zeit mehrfach als Portrait des Gaius Caesar, des frühverstorbenen Enkels und Thronfolgers des Augustus, erklärt worden. Nach einem Vergleich mit den einigermaßen gesicherten Bildnissen des Prinzen dürfte diese Deutung ausgeschlossen sein und nur Augustus selbst in Frage kommen.

Sitzung vom 1. Juni 1962

1. Herr Michael SCHMAUS sprach über „Die Denkform Augustins in dem Werke De trinitate." Der beträchtliche und oft kritisierte Mangel an Ordnung in Augustins Trinitäts-

werk gab die Veranlassung nach der Denkform Augustins zu forschen. Sie ist nicht primär metaphysisch, sondern existentiell-geschichtlich. Diese Grundeinstellung hindert Augustinus nicht, ein bedeutender Metaphysiker zu sein. Hierbei ist er von der neuplatonischen Trinitätslehre mannigfach bestimmt. Dem Geschichtlichen bzw. dem Heilsgeschichtlichen erkennt er jedoch den Primat zu. Es umgreift das Metaphysische und integriert es zu einem spannungsreichen Ganzen. Aus der nicht voll bewältigten Spannung von Metaphysik und Geschichte, also aus der Sachproblematik selbst, nicht in erster Linie aus der pshysochologischen Anlage Augustins oder aus der Zeit- und Situationsbedingtheit ist die Eigenart des augustinischen Trinitätswerkes zu erklären.

(Erschienen als Heft 6 der Sitzungsberichte 1962)

2. Herr Rudolf PFEIFFER legte Untersuchungen des Korrespondierenden Mitgliedes Herrn Eduard Fraenkel (Oxford) „Zu den Phoenissen des Euripides" vor.

Der Aufsatz bemüht sich um eine genaue Interpretation kleinerer und größerer Abschnitte der Phoenissen. Dabei richtet sich die Aufmerksamkeit vorwiegend, wenn auch keineswegs ausschließlich, auf Szenenteile oder Szenen, in denen der Text des Euripides für spätere Aufführungen verändert worden ist, vor allem um größere Übereinstimmung mit den Thebanerdramen des Sophokles zu erreichen. Einige dieser Änderungen sind schon von andern bemerkt worden. In der vorliegenden Arbeit wird durchweg versucht, für das Ausscheiden der nichteuripideischen Bestandteile zuverlässige Kriterien zu gewinnen, nicht nur sprachliche und stilistische, sondern auch solche, die auf die im ganzen sehr feste dramatische Technik des 5. Jahrhunderts gebührend Rücksicht nehmen. Nach Entfernung der fremden Zutaten treten wesentliche Züge der Euripideischen Tragödie sehr viel klarer hervor, vor allem die Einheitlichkeit der Gestalten der Antigone und des Oedipus und die durch eine lange Szenenreihe ununterbrochen festgehaltene beherrschende Stellung des Zweikampfs der beiden Brüder.

(Erschienen als Heft 1 der Sitzungsberichte 1963)

Sitzung vom 6. Juli 1962

1. Herr Herbert Franke trägt vor: „Zur Technik der Kriegführung im mittelalterlichen China".

Die Militärliteratur Chinas ist, abgesehen von den strategischen Handbüchern des Altertums, bisher noch ungenügend erforscht worden. Das gilt insbesondere für die Zeit vom 11. bis 14. Jahrhundert, aus der eine Reihe wichtiger Quellen erhalten sind. Diese Quellen sind einmal die Handbücher für die Truppenführung, sodann die Erfahrungsberichte über Kämpfe, insbesondere die Tagebücher über die Belagerung von Städten. Letztere sind wegen ihrer detaillierten Schilderung der Aktionen besonders wertvoll. Solche Beschreibungen liegen u. a. vor für die Belagerung von K'ai-feng 1126, von Hsiang-yang 1207 und von Shao-hsing 1359. Sie gestatten uns, die Technologie der Kriegführung, die Taktik sowie die durch den Krieg bedingten administrativen Maßnahmen im einzelnen zu ermitteln. Die beiden erstgenannten Kriegstagebücher behandeln Episoden aus den Kriegen zwischen Chinesen und Jurchen, das von 1359 die Belagerung einer Stadt durch einheimische Rebellen.

Als wichtigste schwere Waffen gab es damals die Katapulte und die Armbrüste. Die Katapulte wurden durch einfache Hebelwirkung mit Menschenkraft bedient. Sie vermochten Steine oder Brandsätze bis auf eine Entfernung von 100 m zu schleudern. Die Armbrüste waren oft Kombinationen aus mehreren Reflexbogen und wiesen eine starke Durchschlagskraft auf. Ihre Geschosse wirkten noch auf über 200 m Entfernung tödlich. Besonders gefährlich war der Beschuß mit Brandsätzen, und zwar sowohl für die meist aus Holz bestehenden Bauten in den Städten als auch für die ebenfalls hölzernen Schutztürme, Sturmleitern, sowie die Katapulte und Armbrüste selbst. Kanonen, d. h. echte Feuerwaffen, werden in den genannten Quellen nur für 1359 erwähnt. Ihre Wirkung scheint recht begrenzt gewesen zu sein. Handfeuerwaffen gab es auch im 14. Jahrhundert noch nicht. Dagegen wird das Schießpulver bereits in dem 1044 beendeten Generalstabshandbuch Wu-ching tsung-yao erwähnt, jedoch nur für Brand- und Sprengsätze verwendet.

Eine große Rolle spielte die psychologische Kriegführung. Da die Eroberung einer ummauerten Stadt ein technisch schwieriges und fast immer für den Angreifer verlustreiches Unternehmen war, wurde meist versucht, eine Kapitulation zu erreichen, bevor zum eigentlichen Angriff übergegangen wurde. Auch während der Kämpfe wurde von psychologischen Kampfmitteln wie etwa dem Verschießen von Flugblättern Gebrauch gemacht, in erster Linie, um zum Überlaufen aufzufordern. Umgekehrt wurde in den belagerten Städten angestrebt, die innere Sicherheit durch zusätzliche organisatorische Maßnahmen gegen Feuersgefahr, Hungersnöte, Paniken oder Fünfte Kolonnen zu vergrößern. Schließlich konnte auch die jeweilige Behandlung der Kriegsgefangenen als politische und psychologische Maßnahme dienen.

(Die Arbeit soll in der Reihe „Asiatische Forschungen" erscheinen)

2. Herr Friedrich Baethgen trägt vor „Das Gesamtverzeichnis der Mitglieder der Akademie 1759–1959".

Ausgehend von einem Überblick über das zur Verfügung stehende Quellenmaterial, wie es in den Aktenbeständen des leider zum großen Teil vernichteten Archivs und in älteren Drucksachen der Akademie noch vorliegt, erläuterte der Vortragende die besonderen Schwierigkeiten, die sich bei der Durchführung des beim Jubiläum von 1959 geplanten Unternehmens ergaben. Trotzdem gelang es dem Bearbeiter, Bibliotheksrat i. R. Dr. Ulrich Thürauf, der unter Leitung des Vortragenden das Verzeichnis redigierte, die notwendigen Daten: Geburtsjahr und -ort, Todesjahr, Fachrichtung, Beruf und Wohnort sowie Grade der Mitgliedschaft in der Akademie für die in Frage kommenden Persönlichkeiten bis auf einen Restbestand von knapp 2% noch verbleibender Lücken vollständig zu ermitteln. Das neue Verzeichnis wird danach gegenüber den bisher vorliegenden älteren, die sehr viel knapper gehalten sind, einen wesentlichen Fortschritt erbringen.

(Erschienen als Heft 3 der Sitzungsberichte 1963)

Sitzung vom 5. Oktober 1962

Herr Walther v. Loewenich trägt vor: „Zur neueren Beurteilung der Theologie Joh. Chr. Konrad v. Hofmanns."

Die innere Geschichte der bayerischen Landeskirche im 19. Jahrhundert ist maßgeblich durch den Einfluß der „Erlanger Theologie" bestimmt. Als ihr bedeutendster Vertreter gilt Joh. Chr. K. v. Hofmann (1810–77). In Fakultät und Universität genoß er ein ungewöhnliches Ansehen. Man kann aber fragen, ob dieser berühmteste Erlanger Theologe wirklich ein „Erlanger" in vollem Sinne gewesen, oder ob er zeitlebens die „Singularität" geblieben ist, als die er schon bei seiner Habilitation bezeichnet wurde. Jedenfalls ist er von Harleß, Delitzsch und Frank deutlich abzugrenzen. Der kritischen Würdigung gibt Hofmann manche Rätsel auf, nicht nur wegen der Schwierigkeit seiner Diktion, sondern vor allem wegen der mindestens scheinbaren inneren Gegensätzlichkeit seiner theologischen Haltung. Hofmann wirkt auf den Betrachter ebenso fortschrittlich wie konservativ. Er fühlt sich als bewußten Lutheraner und stößt doch in ihren Kreisen auf Mißtrauen. Er entwickelt eine Theologie der Geschichte und lehnt die kritische Historie ab. Er will der Theologie die wissenschaftliche Selbständigkeit gegenüber der Philosophie sichern und ist zugleich offenkundig vom spekulativen Idealismus stark beeinflußt. Er leitet sein System aus der Erfahrung der Wiedergeburt ab und ist zugleich durch und durch Schrifttheologe. Handelt es sich bei alledem um innere Unklarheit oder um eine höhere Einheit? Diese Problematik spiegelt sich in der neueren Beurteilung der Theologie Hofmanns wider. In seiner Bedeutung für die Lutherforschung wird Hofmann von Hirsch und O. Wolff gewürdigt. Das Verhältnis von Philosophie und Theologie bei Hofmann untersuchen M. Schellbach und E. W. Wendebourg. Mehrere Arbeiten sind dem Problem der „Heilsgeschichte" gewidmet. Einen originellen Deutungsversuch gibt Karl Barth. Nach ihm ist Hofmanns Erfahrungstheologie nur die „apologetische Maske", hinter der sich der Biblizist Hofmann verbirgt. Von Barth angeregt ist die derzeit beste Monographie

über Hofmann von Eberhard Hübner. Man darf nach ihm Hofmann nicht einseitig von seiner heilsgeschichtlichen Konzeption her interpretieren, man muß vielmehr den Schriftausleger und den Methodiker der Schriftauslegung vor Augen haben. In der Absicht ist Hofmanns Theologie offenbarungsmäßig-christozentrisch und kirchlich bestimmt, faktisch aber doch anthropologisch reduziert und damit in der Entfaltung ihrer eigenen Intentionen blockiert. Hofmanns Verständnis der Heilsgeschichte als einer Entwicklungsgeschichte läßt sich nicht halten.

Hofmann hat die beiden methodischen Prinzipien der protestantischen Theologie des 19. Jahrhunderts, die Begründung der christlichen Wahrheit durch Rückgang auf das religiöse Bewußtsein und auf die in der hl. Schrift bezeugte Geschichte, zu verbinden versucht. Er hat damit ein reformatorisches Anliegen erneuert. Aber das Erfahrungsmoment ist bei Hofmann zu sehr verselbständigt und inhaltlich zweifellos überbelastet. Die geschichtliche Betrachtung aber wird nicht radikal durchgeführt. Sie bleibt im Banne der dogmatischen Tradition und gerät zudem in Abhängigkeit von idealistischer Geschichtsphilosophie. Hofmanns Abneigung gegen die historisch-kritische Arbeit ist die empfindlichste Schwäche seiner Theologie. Eine wahrhaft geschichtliche Betrachtung kann den Organismusgedanken Hofmanns nicht aufrechterhalten. Der Versuch, „in einer neuen Weise alte Wahrheit zu lehren", muß in seiner Konsequenz zu einer stärkeren Revision der alten Wahrheit führen, als das bei Hofmann geschieht. Als Programm bleibt er eine notwendige Aufgabe auch der heutigen Theologie.

(Erscheint in der Festschrift für Matthias Simon).

Sitzung vom 9. November 1962

Herr Wolfgang Clemen trägt vor: „Spensers Epithalamion. Zum Problem der künstlerischen Wertmaßstäbe." Der Vortragende stellte anhand der Interpretation von Spensers Epithalamion die Frage nach der Gültigkeit, der Brauchbarkeit und dem Wesen der künstlerischen Wertmaßstäbe. Der Referent warf die Frage auf, inwieweit es überhaupt absolute

Wertkriterien geben könne und ob es nicht vielmehr darum gehen müsse, diejenigen Maßstäbe zu ermitteln, die für literarische Kunstwerke einer bestimmten Epoche gelten, also etwa für die Renaissance, die Romantik, das zwanzigste Jahrhundert. Solche Maßstäbe aber könnten nicht a priori gesetzt werden, sondern müßten jeweils aus der Werkbeschreibung einer individuellen Dichtung abgeleitet werden, wobei der enge Zusammenhang zwischen Interpretation und Wertung deutlich würde. Denn gewisse Strukturmerkmale und Gestaltungsprinzipien erweisen sich gleichzeitig als Wertkriterien. Bei der dann vorgetragenen Interpretation wurde hingewiesen auf die enge Übereinstimmung zwischen innerer und äußerer Form, zwischen „Gehalt und Gestalt", auf die Kunst des Aufbaus und der Gliederung, die Anpassung der Sprache und Versgestaltung an den jeweiligen Inhalt, auf die Zeitgestaltung, die Verknüpfungstechnik und Leitmotivik, auf die Erweiterung und Neubelebung der Epithalamiengattung, auf Spensers Verwendung überlieferter Konventionen und auf die Kunst des Ausgleichs zwischen gegensätzlichen Stilebenen, Haltungen und Darstellungsweisen, die sich in diesem spannungsreichen und doch harmonischen Gedicht zusammenfinden. Das Gedicht erfüllt daher die Forderung der Einheit und des inneren Zusammenhangs, der Bezogenheit aller Einzelheiten auf eine Mitte hin, der Dichte, Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit, es weist einen ungewöhnlichen Reichtum innerer Entsprechungen und Sinnbezüge auf, stellt ein Gleichgewicht her zwischen objektiver und subjektiver Darstellung und enthält auch Elemente, die das Werk über sich selbst hinausweisen lassen. Vergleiche mit zweitrangigen Dichtungen aus den vorausgehenden Jahrzehnten lassen rasch deutlich werden, wie sehr die geringere künstlerische Qualität dort mit dem Fehlen bzw. der Nichtanwendbarkeit dieser Grundprinzipien zusammenhängt. Dennoch wird keines dieser Merkmale, die sich auf diese Weise gleichzeitig als Wertkriterien aufstellen ließen, ausreichen, um für sich allein schon eine hohe künstlerische Qualität zu gewährleisten. Diese ergibt sich erst aus dem Zusammenwirken der verschiedenen Faktoren, wobei die Art und Weise, wie diese Faktoren aufeinander abgestimmt sind und zusammenwirken, sich bereits wieder der wissenschaft-

lichen Analyse entzieht. Überdies gibt es bei jedem großen Kunstwerk einige (und manchmal oft die wichtigsten) Wirkungselemente, die überhaupt nicht auf dem Weg über eine wissenschaftliche Interpretation zu erfassen sind. Schließlich stellt sich auch die Frage, inwieweit die Wirkung eines kunstvoll aufgebauten und komplexen Gedichtes auf den Leser überhaupt mit jenen verschiedenen, von der Wissenschaft aus dem Gedicht abgeleiteten Merkmalen und Gestaltungsprinzipien ursächlich zusammenhängt. Hinweise auf parallele Fragestellungen und Wertkriterien, die sich in der kunstgeschichtlichen Betrachtung ergeben, sowie eine Erörterung der Grenzen und der Problematik aller literarischen Wertung beschlossen den Vortrag.

(Erscheint in den Sitzungsberichten)

Sitzung vom 7. Dezember 1962

Herr ANTON ERNSTBERGER trägt vor: „Zur Wiederherstellung des Jesuitenordens. Vorschläge an Kaiser Franz II. 1794, 1799, 1800".

Die Aufhebung des Jesuitenordens durch Papst Klemens XIV. im Jahre 1773 war ebenso Ausdruck der Zeitgesinnung, wie es dann auch die Wiederherstellung des Ordens im Jahre 1814 durch Papst Pius VII. wurde. Damals scheiterte der starr am Alten hängende, allen Reformvorschlägen unzugängliche Orden am Gegensatz zur Aufklärung. Wiederhergestellt wurde er und konnte er nur werden, weil sich der durch die Französische Revolution zum Siege gelangte Umsturzgeist bald erschöpfte und sich zur Gegenrevolution verkehrte, zum Umsturz des Umsturzes. Aus dieser Gegenrevolution erstand dann auch der alte Jesuitenorden wieder neu.

Die Jesuitenfreunde wußten, daß es, um dem auch von den meisten katholischen Staaten, ja selbst vom Oberhaupt der Kirche abgelehnten Orden wieder Anerkennung zu verschaffen, darauf ankam, seine früheren Gegner und Feinde zu Freunden und Förderern zu bekehren. Wenigstens dulden sollten sie ihn. So mußte vorerst der Papst selbst für ihn gewonnen werden, und außer dem Papst auch der Kaiser. Ohne diese beiden Hauptmächte

der katholischen Welt ließ sich auch kein Wandel, keine Umkehr im Urteil der anderen über den Orden erwarten. Man mußte trachten, von oben her Einfluß zu nehmen. Das war schon alte Jesuitenregel seit den Tagen des Ignatius.

Kaiser Franz II. war zu Beginn seiner Regierung (1792) weder Feind noch Freund des Ordens. Seinem Denken nach Josefinist, neigte er, wie es sein Oheim Kaiser Josef II. getan hatte, mehr dazu, alle Orden in ihrer Tätigkeit, besonders in ihrer politischen, einzuschränken. Nun waren die Jesuiten seit zwanzig Jahren von der Kirche wie vom Staat nicht mehr zugelassen, auch in den österreichischen Ländern nicht. Sollten sie das wieder werden, mußten bei dem stark traditionsgebundenen Kaiser gewichtige Gründe für eine Aufhebung des Jesuitenverbots sprechen. Solche Gründe wurden es immer mehr und bestimmten auch den Kaiser in seiner Gesinnung für den Orden. Der Hauptgrund war die steigende Gegnerschaft zur Französischen Revolution, zu dem von ihr getragenen Umsturzwesen. Hier bot sich in den Jesuiten ein wertvoller Bundesgenosse an. Sollte man ihn nicht voll anerkennen, ihn vor allem wieder in die vorderste Kampffront treten lassen?

Viele rieten dazu, in Österreich wie im Reich. Einer, der es am drängendsten tat, war der kurpfalz-bayerische Regierungsadvokat Johann Georg Bauer aus Neuburg a. d. Donau, ein alter Jesuitenschüler. Er fand dem Kaiser gegenüber den Ton, der diesem zusagte, offen, aber ehrlich. Wer die Jesuiten kenne, wüßte, was sie geleistet hätten, wüßte auch, was sie wieder leisten würden. Nur brauchten sie einen festen Rückhalt, vor allem den am Kaiser.

Ein anderer Fürsprecher gleicher Art war der Kurfürst Clemens Wenzeslaus von Trier, ein Prinz des sächsisch-polnischen Königshauses, ein Neffe zweiten Grades der Kaiserin Maria Theresia, selbst kein Jesuitenschüler, aber ein Bewunderer ihrer Unterrichtsmethode. Durch seinen Minister, den späteren Gesandten am Kaiserlichen Hof in Wien, Ferdinand Freiherr von Duminique, nahm er Verbindung mit Exjesuiten auf, voran mit dem in Augsburg lebenden, ehemaligen Rektor des Augsburger Jesuitenkollegs, Pater Jakob Anton Zallinger, genannt Zallinger zum Thurn, einem aus einer Bozener Patrizierfamilie stammen-

den Südtiroler. Sein wissenschaftlicher Ruf als Philosoph hatte ihm hohes Ansehen im Orden und außerhalb desselben verschafft. Der Kurfürst und Duminique ließen sich von ihm berichten, wie die Frage der Wiederherstellung des Ordens unter den Exjesuiten selbst beurteilt würde. Die Antwort lautete: Alle wären einmütig und brennend dafür.

Diese Meinung wurde dem leitenden Kaiserlichen Staatsminister Franz Freiherr von Thugut mitgeteilt, damit er sie dem Kaiser vortrage. Einen ähnlichen Bericht an Thugut, und durch ihn an den Kaiser, erstattete auch der Kaiserliche Kämmerer und Niederländische Staatsrat Karl Graf von Merode-Westerloo. Er sprach zwar vertraulich, aber sehr nachdrücklich davon, was er von der Wiederherstellung des Jesuitenordens halte. Er nannte sie nicht nur politisch ratsam, sondern geradezu politisch notwendig, bezeichnete sie als „une chose politiquement necessaire".

(Erschienen als Heft 7 der Sitzungsberichte 1962)